

Die Unterschriftensammlung zur Initiative für ein Kongresszentrum verläuft schleppend **SEITE 19**

Den Bezirksräten soll die Überprüfung der Kesb-Fälle entzogen werden **SEITE 20**

# Palliative Care in den Fängen der Onkologie

Gian Domenico Borasio fordert die akademische und klinische Selbständigkeit einer noch jungen Disziplin

DOROTHEE VÖGELI

Stirbt ein unheilbar krankes Kind, ein Krebspatient oder ein hochbetagter Mensch, müssen die Ärzte meist nicht mehr stark medizinisch intervenieren. Am Lebensende braucht es deshalb kaum mehr hochspezialisierte Apparaturen, sondern Fachwissen zur Eindämmung von Schmerzen und vor allem ein offenes Ohr für die Betroffenen, für deren Wünsche und Werthaltungen. Wie sich solche frühzeitig erkennen lassen und welche Schritte es braucht, um chronisch Kranken eine hohe Lebensqualität zu ermöglichen, damit befasst sich Palliative Care.

## Mehrheit stirbt nicht an Krebs

Im Gegensatz etwa zu England oder Australien entwickelt sich hierzulande die Palliativmedizin eher zögerlich. Immerhin gehört diese Disziplin seit 2012 zur Ausbildung angehender Ärzte. Inzwischen gibt es schweizweit fünf Professuren, darunter der Spiritual-Care-Lehrstuhl an der theologischen Fakultät Zürich. Ende Februar hat nun die Universität Zürich eine von einer Stiftung finanzierte Assistenzprofessur für Palliativmedizin ausgeschrieben. Angegliedert wird sie am Lehrstuhl für Radioonkologie. Das hat historische Gründe: 2012 initiierte Martin Lütolf, der damalige

Leiter der Radioonkologie, eine Palliativstation zur Begleitung sterbender Krebspatienten.

In den Berufungsprozess wollte die Universität den bekannten Palliativmediziner Gian Domenico Borasio einbeziehen. Doch dieser übte heftige Kritik an der geplanten Anbindung der Professur an die Radioonkologie und forderte stattdessen die akademische und klinische Selbständigkeit der Palliativmedizin. Da er bei den Verantwortlichen auf taube Ohren stiess, tat er in der «Schweizerischen Ärztezeitung» seine Kritik öffentlich kund: 74 Prozent aller Menschen in der Schweiz sterben nicht an einer Krebserkrankung, hielt er dort fest. Und: «Die Sterbenden der Zukunft werden zum allergrössten Teil sehr alt, sehr fragil, multimorbid und dement sein; eine onkologische Erkrankung spielt bei diesen Patienten oft eine geringe Rolle.» Die Palliativmedizin müsse so organisiert werden, dass sie der grösstmöglichen Anzahl der Patienten zugutekomme.

## Unbequeme Fragen

Jürg Hodler, ärztlicher Direktor des Universitätsspitals Zürich (USZ), sieht das genauso. Ihn ärgert aber Borasios Befürchtung, es könnte sich der Eindruck verfestigen, Palliative Care sei nur für Krebspatienten da. Die eigenständige Palliativstation stehe Patienten aller Stationen zur Verfügung, sagt Hodler. Gänzlich ratlos macht ihn Borasios Verdacht, das Label Radioonkologie unterbinde unbequeme Fragen wie: Ist wirklich alles sinnvoll, bloss weil es machbar ist? Dass die Palliativmedizin von der Onkologie domestiziert wird, wie Borasio befürchtet, wehrt er kategorisch ab: Es sei unanständig, den Onkologen zu unterstellen, sie würden aus Profitgier unnötig Leben verlängern.

Entsprechend harsch haben Hodler und weitere Verantwortliche mit einer



Die grösste universitäre Palliativstation der Schweiz ist in Zürich.

SELINA HABERLAND / NZZ

Replik auf Borasios Stellungnahme reagiert. Sie empfänden sie als eine «Diskreditierung der universitären Onkologie mit ihren evidenzbasierten, interdisziplinär abgestimmten und den Patientenwunsch achtenden Entscheidungsprozessen», schreiben die Autoren, ebenfalls in der «Ärztzeitung». Und sie halten fest: «Alle Professuren, auch Assistenzprofessuren, betreiben unabhängige Forschung und Lehre.»

## Diskussion verlangt

Palliativmediziner der ersten Stunde wie Roland Kunz, Chefarzt der universitären Klinik für Akutgeriatrie am Städtischen Spital Waid, geben allerdings Borasio recht: «Palliativmedizin ist breit gefächert, sie betrifft genauso die Geriatrie und Pädiatrie und sollte eine übergeordnete Disziplin sein», sagt Kunz. Auch Steffen Eychmüller, der erste Deutschschweizer Professor für Palliative Care und leitender Arzt am Zentrum für Palliative Care des Inselspitals Bern, plädiert für eine langfristige Ablösung der Palliativmedizin von der hochspezialisierten Klinik. Auch international entwickle sich Palliative Care vor allem im ambulanten Bereich, sagt er. Es gelte, regionale Netzwerke mit Hausärzten und Spitex-Pflegenden zu stärken. «Die Betreuung Schwerkranker zu Hause geht über die Spital- und Universitätsstrukturen hinaus.»

Hodler ist damit absolut einverstanden. Eine eigene Klinik plane das USZ trotzdem nicht: «Statt für die Administration und mehr Schnittstellen setzen wir unsere Mittel lieber für klinisch tätige Mitarbeiter, Forschung und innovative Projekte ein», sagt er. Die geforderte Eigenständigkeit bezeichnet er als standespolitisches Anliegen. Für Eychmüller geht es weit darüber hinaus: «Wir müssen eine Grundsatzdebatte führen, welches akademische Gewicht Palliative Care künftig haben soll.»



Gian Domenico Borasio  
Palliativmediziner

Jürg Hodler  
Ärztlicher Direktor  
Universitätsspital

## Zerstörerische Taucher verzögern Museumseröffnung

Unterwassermuseum in Stäfa wird erst kommendes Jahr eingerichtet

Die Kantonsarchäologie will in Stäfa ein Museum unter Wasser errichten. Das dauert nun länger, weil beim Testlauf Objekte von unbekanntem Tauchern mutwillig zerstört wurden.

MICHAEL VON LEDEBUR

Dieses Museum fällt aus dem Rahmen. Zugang hat nur, wer des Sporttauchens mächtig ist, denn es liegt rund zehn Meter unter der Wasseroberfläche. Es spricht deshalb einen denkbar kleinen Kreis von Besuchern an. Beim Stäfner Kehlhof sollen zwei Schiffswracks aus dem 19. Jahrhundert mit Informationstafeln versehen werden, die Auskunft über die gesunkenen Schleppkähne geben. Ähnliche Installationen gibt es in Deutschland, England oder Skandinavien.

Manche mögen die Idee kurios finden. Dass die Installation zu handfesten Reaktionen führen würde, war nicht zu erwarten gewesen. Dennoch wurde eine Pilotversion der Tafeln 2017 von Unbekannten gewaltsam entfernt. Diese seien «mit ziemlichen Gerätschaften» zu Werke gegangen, sagt der Kantonsarchäologe Beat Eberschweiler. Was

umso erstaunlicher sei, da es unter Sporttauchern einen Ehrenkodex gebe: Man ist zu Gast unter Wasser und lässt Flora und Fauna in Ruhe.

## Vandalensichere Tafeln

Der Vandalenakt ist der Grund, warum das Museum nicht wie geplant letzten Sommer eröffnet werden konnte. Zunächst habe man neue Informationstafeln entwickeln müssen, die sich nicht mehr so leicht entfernen liessen, sagt Eberschweiler. Zudem seien andere Projekte angestanden, was zu einer weiteren Verzögerung geführt habe. Nun liegen die neuen Tafeln vor. Allerdings wartet die Kantonsarchäologie mit der Installation bis zu den Wintermonaten, wenn auf dem See weniger Betrieb herrscht. Die Eröffnung ist auf April 2019 verschoben worden.

Eberschweiler ist von der Idee nach wie vor überzeugt. Dass ein relativ kleiner Kreis von dem Museum profitiere, spreche nicht dagegen. Man organisiere ja beispielsweise auch Grabungen für Schulkinder; auch da werde eine überschaubare Personengruppe angesprochen. «An Land bieten wir enorm viele Informationen, unter Wasser hingegen bis jetzt nichts.»

Die Kantonsarchäologie hofft, die Taucher mit der Aktion «ins Boot zu holen», sagt Eberschweiler. Sie ist an Informationen über weitere Wracks im Zürichsee interessiert. Bis anhin kennt sie den Standort von rund einem Dutzend gesunkener Schiffe. Aber Wracks sind nicht das Spezialgebiet der Kantonsarchäologie, die auf Pfahlbaurelikte fokussiert. Diese befinden sich in bis zu sieben Metern Tiefe. Die gesunkenen Kähne hingegen liegen zehn bis zwanzig Meter unter der Oberfläche. Tiefen, in denen sich Sporttaucher bewegen.

## Viele weitere Wracks

Dass noch viele weitere Wracks auf dem Seeboden liegen, steht für Eberschweiler ausser Frage. Alleine im 19. Jahrhundert seien Havarien relativ oft vorgekommen. Und es sei anzunehmen, dass viele der Objekte gut erhalten sind. In der Tiefe ist es nicht nur dunkel, sondern auch sauerstoffarm. Bis heute sind nur Wracks aus der Neuzeit bekannt. Aber auch ein Schiff aus der Römerzeit könne problemlos überdauern. Das zeigten Beispiele aus Westschweizer Seen. Auch in Deutschland oder Frankreich habe man zahlreiche gesunkene römische Frachtkähne bergen können.

## Die Probezeit verliert eine Spur Härte

Verbesserte Begleitung junger Gymnasiasten zeigt Wirkung

WALTER BERNET

Als die Bildungsdirektorin Silvia Steiner neu im Amt war, fielen ihr die zum Teil sehr hohen Ausschlussquoten in der Probezeit auf. Müsste sich die Selektion nicht durch geeignete Massnahmen verbessern lassen? Dieser Frage ging eine in Steiners Auftrag erstellte Analyse nach, die vor einem Jahr vorgestellt wurde. Resultat: Eindeutige Antworten gibt es nicht. Am Montag hat die Bildungsdirektion die neusten Zahlen dazu veröffentlicht. Die leichten Verbesserungen des Vorjahres, die man damals noch nicht klar auf die getroffenen Massnahmen zurückführen konnte, sind nochmals bestätigt worden. In den Langgymnasien verringerte sich der Anteil der nach der Probezeit Ausgeschlossenen von 16,8 Prozent im Schuljahr 2015/2016 auf 10,9 Prozent im Schuljahr 2017/2018. Die entsprechenden Zahlen für das Kurzgymnasium zeigen einen Rückgang von 22,2 auf 18,0 Prozent.

Die Untersuchung mit ausgelöst hatten die grossen Differenzen zwischen den Schulen. Unter den Langgymnasien wies die Kantonsschule Zürich Nord in den letzten drei Jahren stets die höchste Ausschlussquote auf, das Literargymnasium Rämibühl stets eine besonders

tiefe. Die Werte liegen allerdings im Schuljahr 2017/2018 nur noch 8 Prozentpunkte auseinander, während sie 2015/2016 noch um 14 Prozentpunkte abwichen. Zwischen den Schulen hat also inzwischen eine Annäherung stattgefunden, die mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Anstrengungen besonders streng selektionierenden Schulen zurückzuführen ist, die Schüler besser durch die Probezeit zu begleiten. So hat etwa die Kantonsschule Zürich Nord Aufgaben- und Coaching-Stunden mit älteren Schülern eingeführt.

Eine ähnliche Annäherung kann für die Kurzgymnasien allerdings nicht festgestellt werden. Dort bleibt es bei Differenzen von bis zu 20 und mehr Prozentpunkten zwischen den Schulen. Insgesamt ist die Selektion nach der Probezeit aber an fast allen Schulen etwas schülerfreundlicher geworden. Dass umgekehrt die zentrale Aufnahmeprüfung für die Gymnasien strenger geworden wäre, lässt sich aus den ebenfalls am Montag veröffentlichten Zahlen nicht ableiten. Die Erfolgsquote in der Prüfung für das Langgymnasium liegt 2018 bei 51,6 Prozent und damit sogar leicht über den 50,6 Prozent des Vorjahres. Im Kurzgymnasium beträgt sie 2018 insgesamt 40,6 Prozent, im Vorjahr 40,2 Prozent.